

Copyright © 2025 by Brian Selznick. All rights reserved.
Published by Arrangement with SCHOLASTIC INC., 557 Broadway,
New York, NY 10012 USA

Dieses Buch ist ein fiktives Werk. Namen, Charaktere, Orte und
Handlungen sind entweder Produkte der Vorstellungskraft des Autors
oder fiktiv verwendet.



Originalausgabe

1. Auflage

© Atrium Verlag AG, Imprint Arctis, Zürich 2026

Alle Rechte vorbehalten. Der Verlag untersagt ohne ausdrückliche
schriftliche Zustimmung die Nutzung dieses Werkes im Sinne des
§44b UrhG für das Text- und Data-Mining.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

© Text: Brian Selznick

Übersetzung: Susanne Seidita

Lektorat: Emily Brodtmann

Umschlagillustration: Brian Selznick

Umschlagdesign: Maeve Norton & Brian Selznick

Umschlaggestaltung: Katharina Fuchs

Satz: Dörlemann Satz GmbH & Co. KG

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2026

ISBN 978-3-03880-248-8

GPSR-Kontakt: Dorotheenstraße 64, 22301 Hamburg,
gpsr@wt-verlage.de

www.arctis-verlag.de



Folgt uns auf Instagram unter @arctis_verlag
oder auf Tiktok unter @arctisverlag

PROLOG

Hinter einem hohen, schmiedeeisernen Zaun, auf dem zweithöchsten Hügel in Rom, steht das Monda-Museum, das eigentlich gar kein Museum ist. Dort gibt es zwar Auslagen und Schaukästen, hauptsächlich ist es jedoch das Zuhause einer Organisation, die sich der Rettung alter Bücher verschrieben hat. Und genau dort lebten meine Mutter und ich während des Sommers 1986 für zehn Wochen. Wir hatten eine Wohnung in der obersten Etage, mit einem Balkon, von dem aus wir die gesamte Stadt überblicken konnten. Hoch über diesem Balkon wölbten sich drei Platanen voller wilder, grüner Papageien, die tagsüber schrien. Die Wohnung war viel hübscher als die, in denen wir normalerweise unterkamen, allerdings gab es nur ein Schlafzimmer, weswegen ich im Wohnzimmer auf dem Sofa schlief. Das Fenster über mir hatte keine Glasscheibe und ging nach hinten hinaus, wo ein riesiger Pinienbaum auf der anderen Straßenseite stand, der sich nachts als dunkle Silhouette vor dem Mondlicht abhob.

Silvio, der alte Wachmann, erzählte mir, dass die mysteriösen Zwilling-Gründer des Museums – Alberto und Vittorio Monda – fasziniert waren von Janus, dem zweigesichtigen Gott, weswegen er auch auf die Eingangstür gemalt war. Die Monda-Brüder, von denen keiner je geheiratet

hatte, sollen den Ort bis heute heimsuchen. Silvio hatte die verstorbenen Männer zwar nie selbst gesehen, erinnerte sich aber an eine Nacht vor vielen Jahren, in der er einen Schatten in einem der Fenster bemerkt hatte – obwohl er wusste, dass das Museum leer war. Er behauptete, es wäre allseits bekannt gewesen, dass sich Bücher bei Vollmond von selbst neu sortiert hätten und manchmal Wörter im Staub erschienen, geschrieben von unsichtbaren Fingern. Ich konnte nicht sagen, ob er sich diese Geschichten bloß ausdachte, um mir Angst einzujagen, oder ob sie echt waren, ich selbst habe jedoch nie etwas Ungewöhnliches gesehen.

Nein, das Einzige, was mich diesen Sommer heimsuchte, war ein fremder Junge mit lockigem Haar, den ich ein paar Wochen nach unserer Ankunft in Rom traf; der mir sagte, er hätte keinen Namen und Geschichten mit mir teilte, die unmöglich wahr sein konnten. Er gab mir frisches Obst zu essen und schälte eine nach der anderen von Roms Schichten für mich ab, wobei er mir Fundamente zeigte, auf die ich selbst niemals gestoßen wäre. Er nahm meine ganze Fantasie ein, sodass ich nur noch ihn sehen konnte, in jedem Ziegel, jedem Pflasterstein und jeder Skulptur der Stadt. Er sah aus wie ein Engel und erklärte mir mit größter Ernsthaftigkeit, dass er beinahe dreitausend Jahre alt sei und schon seit Menschengedenken an der Schwelle zum Tod stehe.

Als wir uns fanden, war ich sechzehn, schüchtern, einsam und komplett unvorbereitet auf das, was kommen sollte.

Vielleicht war er ein Gott, ein Lügner oder beides.

So oder so, dieses Buch habe ich für ihn geschrieben.









SAMSTAG, 7. JUNI 1986

DER ERSTE TAG

HITZE

Ich erwachte in der leeren Kirche und hörte das Rauschen des Regens. Ich dachte, ich träumte noch immer, schließlich war es heiß und sonnig gewesen, als ich eingeschlafen war, doch das Wetter musste bis in meine Träume gesickert sein, sodass es auch dort regnete. Meine Kleidung war schweißnass.

Ein paar Stunden zuvor war ich zum Trevi-Brunnen gegangen, wo mich die Hitze überwältigt hatte. Die Menge machte Fotos im grellen Morgenlicht, warf Münzen ins Wasser und redete unaufhörlich über die Filme, die dort gedreht worden waren. Menschen drückten sich so eng aneinander, dass es schien, als würden unsere Körper jeden Moment in Flammen aufgehen. Ich glaubte, vielleicht gleich bewusstlos zu werden.

Zuerst konnte ich keinen Ort ausmachen, an den ich mich hätte flüchten können. Doch dann fiel mir eine Doppeltür aus Holz über ein paar Stufen auf der anderen Seite einer kleinen Straße links vom Brunnen auf. Ich weiß nicht, was genau mich dorthin zog, denn in Sichtweite gab es noch viele andere Gebäude mit Holztüren, aber nachdem ich eingetreten war, wusste ich, dass die dunkle, kleine Kirche der perfekte Ort zum Ausruhen war.

Ich wollte mich nur für einen Moment auf einer der hölzernen Kirchenbänke niederlassen – in der Kirche war es jedoch so still und das diesige Licht so beruhigend, dass ich mich auf die Seite legte und schlief, bis sich der Regen in meine Träume schlich und mich weckte.

Steif und unsicher, was die Uhrzeit anging, hob ich die Arme über den Kopf und streckte mich. Der Regen prasselte gegen die Türen und Fenster. Ich richtete meine Brille und sah nach oben. Stumpfes, graues Licht fiel von dort herein. Es dauerte einen Moment, bis sich meine Augen ganz daran gewöhnt hatten, doch dort, in einer dreieckigen Nische nahe der Decke, befand sich das lebensgroße Gemälde eines liegenden Engels. Er schien die andere Seite des Raums zu fixieren und als ich seinem Blick folgte, sah ich einen weiteren gemalten Engel, der über dem Fenster gegenüber mit erhobenen Armen wartete. Beide Engel waren oberkörperfrei und schön und etwas an der Art und Weise, wie sich ihre Blicke über dem dunstigen Raum trafen, faszinierte und betrübte mich zugleich. Um sie herum, in enge Nischen gedrängt, waren noch andere Engel zu sehen, zwischen denen eine ganze Bibelgeschichte schwebte, mir hatten es aber vor allem diese zwei angetan, die Flügel nutzlos hinter sich angelegt, als ob sie vor langer Zeit vergessen hätten, dass sie fliegen konnten.

Seit unserer Ankunft in Rom hatte mich ein seltsames Gefühl überkommen. Es war, als würde mich die Stadt beobachten, als würde ich von einer unsichtbaren Präsenz verfolgt, die von mir verlangte, immer weiterzugehen, obwohl ich weder wusste, was das war, noch, wohin ich eigentlich gehen sollte. Es war ein Gefühl, das man nur schwer beschreiben konnte, als würde direkt hinter meiner Schulter

eine Uhr ticken oder ein mysteriöser Motor unter der Erde mich an irgendein unbekanntes Ziel führen. Egal, ob ich mit meiner Mutter in der Wohnung zu Abend aß, nachdem ich die Zutaten dafür in Läden gekauft hatte, in denen keiner Englisch sprach, oder ob ich allein durch die Ruinen der Stadt lief: Ich war rastlos. Sogar, als ich jetzt in der Kirche saß, hatte ich das Gefühl, dass ich eigentlich weitergehen sollte. Normalerweise wollte ich mehr als alles andere einen Ort finden, an dem ich Wurzeln schlagen, ruhen konnte. Doch jetzt war es, als würden alle Moleküle in meinem Körper vibrieren, als wollte sich etwas Tiefes und Grundlegendes in meiner Natur verändern.

Ich zog die Kirchentür auf, verabschiedete mich von den Engeln und stürzte mich geradewegs in den strömenden Regen, dabei dachte ich die ganze Zeit über: *Wo werde ich hingeführt?*

Es regnete stärker als erwartet und schon bald war ich klitschnass. Durch meine bespritzten Brillengläser betrachtet, löste sich die Stadt vor mir in einen riesigen Irrgarten aus nassen, verschwommenen Formen auf. Ich bahnte mir einen Weg durch warmen Regen und graue Luft, wobei die Erschütterungen meiner Turnschuhe auf dem nassen Kopfsteinpflaster durch meinen ganzen Körper hallten.

Ich ging weiter, ohne zu wissen, wohin oder warum, stapfte spritzend Treppen hinauf, über dunstige Brücken, enge Seitenstraßen entlang und unter schwebenden Pinien hindurch, die zu hoch waren, als dass sie mich tatsächlich vor dem Regen hätten schützen können, und an endlosen, endlosen, *endlosen* Ruinen vorbei. Im Regen verlor ich das Gefühl für Zeit und Raum. Ich fing an, mir vorzustellen, wie es wäre, wenn alles weggewaschen würde und ich über-

haupt keine Erinnerung mehr hätte. Keine Erinnerung an mein Leben, meine Mutter, meine immerzu wechselnden Schulen, meine vorübergehenden Wohnorte und fehlenden Freunde. Was wäre, wenn ich aufwachen und mich allein – ohne Vergangenheit – in dieser ertrinkenden Stadt wiederfinden würde?

Ich ging an einer großen, grauen Form vorbei, von der ich wusste, dass sie einer der dreizehn Obelisken Roms war. Von unserem ersten Tag an hatten mich die Obelisken hier angezogen. Meine Mutter war mit mir mit derselben Karte von vor elf Jahren durch die Stadt gelaufen, als wir zum ersten Mal in Rom gelebt hatten und sie ein Jahr lang am Monda-Museum studiert hatte. Tatsächlich konnte ich mich an nichts mehr von damals erinnern – schließlich war ich zu dem Zeitpunkt fünf – und meine Mutter wirkte deswegen ein bisschen enttäuscht. Immer wieder erzählte sie mir, wie glücklich ich gewesen war, als ich im Wasser eines Brunnens gespielt hatte oder durch ein paar Ruinen getobt war. Doch erst als wir auf einen Obelisken stießen, kam mir etwas daran beinahe, gerade so, bekannt vor, als ob es irgendwo in meinen frühesten Kindheitserinnerungen ein Echo gäbe. Das hatte ich meiner Mutter aber nicht verraten. Warum, weiß ich nicht genau. Es hätte sie sehr glücklich gemacht, zu wissen, dass es da etwas Echtes gab, an das ich mich vielleicht erinnerte. Stattdessen starrte ich hinauf zu dem Objekt aus Stein, das hoch über uns aufragte und von unleserlichen Symbolen und Hieroglyphen bedeckt war. Sie waren so einsam und rätselhaft und meine Verbindung zu ihnen fühlte sich irgendwie intim an, als ob niemand sonst davon wissen sollte. In ganz Rom konnte man Obelisken finden. Ich stellte mir vor, dass sie Orte markierten, an de-

nen sich weit in der Vergangenheit etwas ereignet hatte, das ich unmöglich wissen konnte. Oder, noch besser, vielleicht zeigten sie an, wo sich eines Tages in der nicht absehbaren Zukunft erst noch etwas ereignen würde.

Die meisten Obelisken ragten aus hohen, festen Sockeln mitten auf offenen Plätzen auf, zentriert und mächtig, ein paar wenige hingegen sahen aus, als ob jemand so närrisch war, zu denken, er könnte die Monolithen einfach in der Luft schweben lassen. Die mochte ich am liebsten. Es gab einen auf der Piazza Navona, der in der Mitte eines riesigen Brunnens schwebte, gestützt von einer Art Marmorbogen, umgeben von vier gewaltigen Männern aus Stein, und dann gab es noch einen, der gefährlich auf dem Rücken eines Steinelefanten auf der Piazza in der Nähe des Pantheons balancierte.

Als ich jetzt weiterging, fiel mir auf, dass alle vor dem Regen geflüchtet waren, weshalb es sich wirklich so anfühlte, als wäre ich der einzige lebende Mensch. Außer dem endlosen Rauschen des strömenden Regens gab es kein anderes Geräusch und die einzigen Bewegungen stammten von einem sachte schwingenden Vorhang im Schaufenster eines Ladens und dem aufblitzenden Schwanz einer Katze auf einem Gebäudevorsprung. Manchmal spielten mir meine Augen einen Streich und ich dachte, ich hätte einen Schatten gesehen, der sich an einer Wand vorbeidrückte, aber es war leicht, sich vorzustellen, dass die ganze Welt nur noch auf mich, das Unwetter und die Pflastersteine zusammengeschrumpft war.

Schließlich fand ich mich an einer Kreuzung wieder, wo eine vom Regen begossene und kaputte Skulptur hoch oben auf einem Steinsockel stand. Auf unseren Reisen hatten

meine Mutter und ich schon in der Nähe vieler Kunstmuseen gelebt, weshalb ich eine Vorliebe für Statuen entwickelt hatte. Im Gegensatz zu Menschen waren Statuen immer da, immer dieselben und es war sicher, dass sie einen niemals verlassen würden. Diese bestimmte Statue verblüffte mich allerdings. Sie hatte kein Gesicht, keine Arme, keine Beine und der restliche Oberkörper war zu einer beinahe unkenntlichen Form verdreht. Sie war rau und nass. Ich war schon ein paarmal an ihr vorbeigekommen und jedes Mal hatte sie mich traurig gestimmt und mir Unbehagen bereitet. In einer Stadt voller triumphierender Götter und antiker Helden fragte ich mich, warum jemand *so etwas* zur Schau stellte. Gerade wollte ich die kleine Piazza verlassen, da hörte ich aus der Leere des endlosen Regens eine Stimme, die auf Englisch rief.

»Warte!«

Es war, als hätte mich die Statue selbst gerufen.

Ich erschauerte und bekam Gänsehaut, dann ging ich auf das kaputte Ding zu. Viele auf Italienisch verfasste Zettel klebten am Sockel der Skulptur oder steckten zusammengefaltet in verschiedenen Ritzen. Der Regen hatte das Papier wellig werden lassen und Tinte lief in kleinen Rinnsalen daran hinab. Ich versuchte, die Zettel zu lesen, konnte es aber nicht. Meine Mom sprach zwar fließend Italienisch und hatte versucht, es mir beizubringen, bevor wir Amerika verließen, ich war in der Sprache aber völlig unbegabt. Vielleicht trug auch das dazu bei, dass ich so ein merkwürdiges Gefühl hatte, wenn ich durch die Stadt lief. Wenn man die Wörter um sich herum nicht lesen kann, kann man sich schnell fremd und unsichtbar und vor allem verletztlich fühlen.

Bald fiel mir auf, dass es da einen zu einem Dreieck zusammengefalteten Zettel gab, der im Gegensatz zum Rest auffällig trocken war. Ich zog ihn aus dem Stein und drückte mich gegen die Wand, um dem Regen für einen Moment zu entkommen, dann faltete ich ihn vorsichtig auseinander. Darin fand ich eine von Hand gezeichnete Karte. Ich erkannte den sich windenden Tiber, der durch die Stadt schnitt wie die Unterschrift eines Riesen, die kleine Insel in dessen Mitte, die Brücken, die ihn überspannten, und die umliegenden Parks und Hauptstraßen. Allerdings stachen dreizehn quer über die Karte verteilte, kleine, rote Punkte hervor und schnell wurde mir klar, dass sie Obelisken markieren mussten.

Ich sah mich um, konnte aber immer noch niemanden entdecken. Wer hätte nach mir rufen und mir diese Karte überlassen können? Kein Wort stand darauf, kein Name und kein Anhaltspunkt, und doch hatte ich dieses seltsame Gefühl, dass sie erst jetzt und nur für mich gezeichnet worden war.

Einer der Obelisken auf der Karte war umkreist – der auf dem Rücken des Elefanten. Der war nicht weit weg, also ging ich in seine Richtung. Was hatte ich schon für eine Wahl? Ich musste herausfinden, was hier los war.

Als ich bei dem Elefanten-Obelisken ankam, fiel mir auf, wie schwer und ungemütlich meine Kleidung und Turnschuhe geworden waren. Ich sah mich um, enttäuscht, dass niemand da war ... bis sich ein Schatten von einer Wand zu schälen schien und durch den Regen auf mich zukam. So gut ich konnte, wischte ich mir die Tropfen von der Brille.

Direkt vor mir stand ein Junge, ungefähr in meinem Alter, seine dunklen Locken tropften vor Nässe. Seine Finger

gruben sich fest in meinen Arm, während er mich ins Trockene eines nahe liegenden Hauseingangs zog. Die Berührung überraschte mich, ich folgte ihm jedoch instinktiv. Es lag eine Dringlichkeit in der Art, wie er sich bewegte und mich an die Wand bugsierte, sein Körper neben meinem. Er lehnte sich nah zu mir und ich merkte, dass er leicht außer Atem war. Von einem seiner Vorderzähne war ein kleines Stück abgesplittert.

Was passiert hier?, dachte ich.

»Sie wurden in Paaren gebaut«, sagte er, als wären wir bereits mitten in einer Unterhaltung gewesen. »Wusstest du das?«

»Was?«, konnte ich nur fragen. Ich war komplett verwirrt. Warum redete dieser fremde Junge mit mir? Hatte er mich mit jemandem verwechselt? Ich war so daran gewöhnt, mich unsichtbar zu fühlen, dass ich nicht verstand, wie er mich überhaupt hatte sehen können. Es war, als ob seine Fingerspitzen eine chemische Reaktion auf meiner Haut ausgelöst hätten, die mich unangenehm sichtbar machte. Ich wusste nicht, was ich tun sollte.

»Die Obelisken«, erwiderte er. »In Ägypten wurden sie immer in Paaren gemacht.« Trotz eines leichten Akzents war sein Englisch beinahe perfekt. Er schob sich die nassen, schwarzen Locken aus den Augen und sprach weiter. »Erst Jahrhunderte später wurden sie getrennt, als die Menschen sie gestohlen haben, um sie hierherzubringen. Jeder Obelisk, den du siehst, hat also irgendwo ein Gegenstück, das sich an ihn erinnert und auf ihn wartet.«

Ich konnte nicht anders, als ihn anzustarren. Es war, als ob er meiner Fantasie entsprang, als wäre er einer der Engel von der Kirchendecke, fleischgeworden, seiner Flügel entle-

digd und auf die überflutete Erde hinuntergeworfen. »Hast du vorhin nach mir gerufen?«, fragte ich. »Bei der kaputten Statue?«

Er zuckte mit den Schultern.

»War die Karte für mich gedacht?«

»Ja«, sagte er.

»Warum?«

Der Junge zuckte erneut die Achseln. »Für wen sollte sie sonst sein?«

Ich hatte keine Ahnung, was er damit meinte. »Aber ... was, wenn sie jemand anderes zuerst gefunden hätte?«, fragte ich.

»Die Statue hätte sie niemand anderem gegeben.«

Es war, als befände ich mich in einem Mythos, was mich hätte beunruhigen sollen, da die meisten Mythen nicht sehr gut ausgehen. Normalerweise werden die Menschen darin gegen ihren Willen in Bäume oder Sternbilder oder Rehe verwandelt, die dann von ihren eigenen Hunden erlegt werden.

Unter meiner Brille rieb ich mir die Augen und fragte: »Bist du mir gefolgt? Ich hatte so ein Gefühl, dass mir jemand folgt.«

Darauf antwortete er nicht, sondern lächelte nur und wir sahen uns an. Er hatte dunkle Augen mit dichten, geschwungenen Wimpern. Ein langer Moment verstrich.

»Bist du Italiener?«, fragte ich. Sein wütender Blick schien zu antworten: *Frag nicht so dumm*. Ich schaute nach oben zu dem Obelisken auf dem Rücken des Elefanten, der über uns auftrug.

»Auf mich wirken sie immer einsam«, sagte ich. »Die Obelisken.«

»Sie *sind* einsam«, antwortete er, als ob ihm die Gegenstände selbst ihre Geheimnisse verraten hätten. »Sogar, wenn sie auf einem Elefanten reiten.«

»Von Bernini in Stein gehauen«, sagte ich und freute mich, dass ich mir den Namen des Künstlers von der Karte meiner Mutter gemerkt hatte. Ich fühlte mich dazu verleitet, den Jungen zu beeindrucken.

»Bernini bekommt die Anerkennung dafür«, erwiderte er, »weil er berühmt war. Doch tatsächlich hat Dante Ferrata die ganze Arbeit gemacht.«

»Oh«, sagte ich. Es hätte mir vielleicht peinlich sein sollen, dass er mich korrigierte, doch in der Stimme des Jungen schwang kein Urteil mit, nur Freude. »Wer ist das?«, fragte ich.

»Berninis Assistent.«

»Oh.«

»Der Obelisk wurde ein paar Jahre zuvor bei einer Ausgrabung entdeckt, und es war Berninis Idee, ihn auf der Skulptur eines Elefanten zu platzieren ... aber es war sein Assistent, der sie in Stein gehauen hat.«

»Das wusste ich nicht«, sagte ich fasziniert.

Er tat es ab. »Ich weiß vieles. Ich bin schon lange hier.«

»Wie lange?«

»Zweitausendsiebenhundertachtunddreißig Jahre, zwei Monate und sieben Tage.«

Ich lachte. So eine eigenartige Aussage. Später fand ich heraus, dass dies das exakte Alter der Stadt Rom an dem Tag war, an dem wir uns kennenlernten.

Es hörte auf zu regnen und wir traten aus dem Hauseingang hervor. Er streckte die Hand in meine Richtung aus und sagte: »Ich muss dir noch so viel zeigen.«

»Aber ... ich verstehe nicht. Ich kenne dich doch gar nicht.«

»Na und?«

»Was willst du mir denn zeigen?«

»Alles. Komm mit.«

»Warte. Ich kenne noch nicht mal deinen Namen.«

»Ich habe keinen Namen.«

»Was redest du denn da? Jeder hat doch einen.«

»Dann gib mir einen. Gib mir einen Namen«, sagte er.

»Ich kann dir keinen Namen geben.«

»Dann gebe ich *dir* eben einen.«

»Ich hab schon einen Namen.«

»Aber keinen, der wichtig ist«, sagte er. Dann überlegte er einen Moment. Er schaute hinter mir in den Himmel, wo sich die Wolken gelichtet hatten und den Blick auf einen Regenbogen freigaben, der sich hoch über den Elefanten-Obelisk spannte. Er lächelte, dann sagte er: »Danny. Dein Name ist Danny.«

»Nein, ist er nicht.«

»Jetzt schon.«

»Danny?«

»Wie Berninis Assistent. Dante.«

»Dante«, wiederholte ich.

»Aber ich werde dich *Danny* nennen.« Er lächelte verschmitzt. »Also dann, Danny ... wie nennst du *mich*?«

Ich nahm meine Brille ab und putzte sie erneut. Ich wusste, dass ich einfach gehen sollte. Was neue Freundschaften anging, hatte ich meine Lektion schon vor langer Zeit gelernt, aber etwas an diesem unmöglichen Jungen forderte meine Aufmerksamkeit ein und ich konnte einzig und allein an die Kirchendecke und die zwei Engel mit ihrem lockigen Haar

und den vergessenen Flügeln denken. Mir fiel wieder ein, wie sie sich scheinbar über den leeren Raum zwischen ihnen hinweg ansahen, ohne sich je wirklich bewegen zu können.

Bevor ich mich zurückhalten konnte, gab ich ihm einen Namen.

»Angelo«, sagte ich.

Er sah mich mit einer umwerfenden Art von Freude an, tief und rein und voller Überraschung. Ich hatte mich so lange in den Schatten versteckt und sehnsüchtig andere angeblickt, dass ich nie gedacht hätte, jemand könnte meinen Blick *erwidern* wollen.

Der Junge streckte erneut die Hand aus. Meine Haut war kalt und feucht und seine Handfläche an meiner fühlte sich heiß an. Ich vergaß meine aufgeweichten Schuhe und meine tropfende Kleidung. Er wollte, dass ich ihm folgte, und in diesem Augenblick wusste ich, dass ich ihm überallhin folgen wollte, trotz der unvermeidbaren Trennung und der schlimmeren Einsamkeit, die dann kommen würde. Alles, was jetzt gerade zählte, war diese schockierende Entdeckung von *uns* – Danny und Angelo – Angelo und Danny –, zwei Namen, die sich zusammen richtig anfühlten, so natürlich wie der Regen.

Hand in Hand drehten wir uns um und fielen über den Rand der Welt in den dunklen, wilden Abgrund von Rom.

Wie in einer Art Trance bewegte ich mich durch die Stadt. Ich fühlte mich neugeboren, als wäre ich ein Fohlen oder eine verzauberte Skulptur, die gerade erst aus einem Steinblock herausgemeißelt worden war. Ich wusste nicht, wer ich war und wozu ich fähig war. Mein Leben mit meiner Mutter, die Schulen und Städte und Wohnungen, in denen

ich gelebt hatte, drifteten immer weiter und weiter von mir weg, bis alles neu war, eingeschlossen die Luft, die ich atmete, und die Beine, auf denen ich rannte. Meine Haut fühlte sich so dünn an wie Seidenpapier und ich verstand kaum, wo mein Körper aufhörte und der Rest der Welt anging. So vieles geschah auf einmal, dass es schien, als ob wir mit jedem meiner Wimpernschläge zu einem weiteren wunderschönen Traum transportiert würden. Ich erinnere mich an aufblitzende Turmspitzen, aufberstende Fenster, kaputte Säulen, wabernde Haufen aus Pflastersteinen, die von Straßenarbeitern neu eingesetzt wurden, und an den Geruch von Brot, Jasmin und Kaffee.

Wir rannten in das Pantheon und drehten uns wild im Kreis um Touristen herum, die unter der glorreichen Kuppel standen, von der aus durch eine perfekte runde Öffnung der grelle, weiße Himmel auf uns hinabblickte und mich an ein niemals blinzelndes Auge erinnerte.

»Das ist das Oculus«, sagte Angelo, als er an mir vorbeiflitzte und eine Wache nach uns rief, und im nächsten Augenblick verloren wir uns bereits wieder in Roms Labyrinth aus sich windenden Kopfsteinpflasterstraßen. Immer wieder sah ich diesen merkwürdigen Jungen an, den ich Angelo getauft hatte. Seine dunklen Locken hüpfen in der Luft und seine nasse Kleidung klebte eng an seinem Körper. Unsere Blicke trafen sich, in seinen Augen blitzte Übermut und Freude auf, aber ich konnte den Blickkontakt nur kurz halten. Die Intensität, mit der er mich ansah, war zu viel für mich. Ich sah dann weg in den Himmel oder zu einer Statue oder auf den Boden, doch schon bald schaute ich ihn wieder an, die Rundung seiner Waden, wie die blonden Härchen auf seinen Beinen im Sonnenlicht schimmerten, den Bogen,

den sein Rücken beschrieb, und die schlanken Muskeln seiner Arme. Sein Hals war lang und wenn er den Kopf drehte, um mir etwas über Rom zu erzählen, erinnerte er mich an einen Schwan. Und dann, weil es sich anfühlte, als hätte ich gar keine andere Wahl, blickte ich ihm starr in die Augen, bis mich der Schreck aufs Neue wegschauen ließ.

»Du bist zu Besuch in Rom, nicht wahr, Danny?«, fragte Angelo, als wir eine Straße entlanggingen, die so eng war, dass wir mit ausgestreckten Armen die Wände auf beiden Seiten berühren konnten. Der grobe Putz war an manchen Stellen abgebröckelt und unsere Fingerspitzen wanderten auf und ab über die freigelegten Mauersteine, die Ranken einer Kletterpflanze und den bröseligen Staub von den Gebäuden um uns herum.

»Das bin ich«, sagte ich.

»Von woher?«

Von wo aus besuchte ich Rom? Vermutlich hätte ich »Amerika« sagen können, aber das fühlte sich jetzt nicht mehr ganz richtig an, nicht, nachdem ich Angelo getroffen hatte. Wie sollte ich das beschreiben? Meine Mutter und ich wohnten nirgendwo dauerhaft. Sie arbeitete mit alten Büchern, also zogen wir normalerweise von einer Universität mit ausladender Bibliothek zur nächsten und zwischen verschiedenen Museen durch alle amerikanischen Staaten hin und her. Das bedeutete zwar, dass es immer gute Schulen gab, auf die ich gehen konnte, jedoch blieben wir meistens nie länger als für ein Schuljahr an einem Ort. Von der persönlichen Büchersammlung und den Arbeitsutensilien meiner Mom, unserer Kleidung und ein paar wenigen Notwendigkeiten wie meinem Kassettenrekorder abgesehen, besaßen wir nur sehr wenige Dinge, was uns das Umziehen

erleichterte. Meistens verließen wir uns auf das, was unsere Gastgeber hatten oder was auch immer in den Wohnungen liegen geblieben war, die wir von Monat zu Monat mieteten. Als ich noch sehr klein war, wohnten meine Mom und ich in der Nähe meiner Großmutter in New Jersey, damit sie meiner Mom dabei helfen konnte, auf mich aufzupassen, solange sie noch in New York die Universität abschloss. Sie war sogar mitgekommen, als wir vor elf Jahren nach Rom gezogen waren, damit meine Mom am Monda-Museum weiterstudieren konnte, starb allerdings ein Jahr darauf. Meine Mom verkaufte das Haus und erbt ein wenig Geld, was bei der Kinderbetreuung half, ihre Arbeit war jedoch so speziell, dass sie keine andere Wahl hatte, als jedem Job, den sie bekommen konnte, zu folgen. Und so zogen wir immer öfter um. Ich lernte schnell, dass alles in meinem Leben nur vorübergehend war. Die anderen Kinder fanden, dass ich Glück hatte, weil ich so viel vom Land (und ein wenig von der Welt) zu sehen bekam, und auf gewisse Weise war es wirklich interessant, aber es war auch ermüdend. Auf unseren Reisen hatte ich Militärfamilien kennengelernt, deren Kinder etwas Ähnliches durchmachten, weil ihre Eltern von einer Basis zur nächsten um die ganze Welt ziehen mussten. Es gibt keine Stabilität, keine Dauer, nur einen endlosen Auflauf neuer Menschen und plötzlicher Abschiede. Irgendwann kommt man dann an einen Punkt, an dem man vielleicht jemanden trifft, den man mag, ihm aber sofort den Rücken kehrt, weil man weiß, dass der Abschied nur umso härter sein wird, je näher man sich kommt.

Vermutlich hätte ich Angelo all das sagen können, aber etwas hielt mich davon ab. Meine eigene Lebensrealität wirkte gerade unwichtig und weit weniger interessant als

die geheimnisvolle Geschichte dieses Jungen. Vielleicht hatte ich auch Angst davor, dass es ihn womöglich nicht interessierte, oder dass das, was ich sagen könnte, ihn enttäuschen würde. Der Gedanke, von ihm abgelehnt zu werden, löste einen Schmerz in mir aus, den ich nur schwer beiseiteschieben konnte.

Davon abgesehen, dachte ich, während wir eine enge Straße entlangliefen, *wenn er sagen konnte, dass er zweitausend Jahre alt ist, dann kann ich ebenfalls sagen, was immer ich will.*

»Ich komme aus dem All«, antwortete ich. »Und ich verstehe überhaupt nichts von dem, was auf diesem Planeten passiert.«

Angelo gefiel diese Antwort. Ich konnte es in seinen Augen sehen. »Was für ein Glück also, dass du mich getroffen hast«, sagte er. »Ich weiß alles.«

»Alles?«

»Alles Wichtige.«

»Du weißt alles über Obelisken.«

»Stimmt.«

»Und, Angelo?«

»Ja, Danny?«

Ich blieb unter einem offenen Fenster stehen. Drinnen summte ein Radio. Da wurde mir klar, dass ich gar nicht wusste, was ich sagen wollte. Für einen Augenblick war mein Kopf wie leergefegt, dann antwortete ich mit den einzigen Worten, die mir einfielen: »Ich fühle mich seltsam.«

»Ich mich auch«, sagte er und raste los. Ich folgte ihm und schon bald kamen wir auf eine weitläufige, offene Piazza voller Tauben, die ganz plötzlich und ekstatisch losflogen, als wir auf sie zurannten. Wir wurden immer übermütiger,

liefen wieder im Kreis umeinander, immer schneller, bis mir schwindelig wurde und alles verschwamm bis auf Angelo, dessen angeschlagener weißer Zahn einmal aufblitzte, bevor er schwer atmend weiterflitzte, zwischen zwei Gebäude auf der gegenüberliegenden Seite der Piazza.

Während wir uns so durch die Stadt bewegten, erlaubte ich mir, seinen Blick immer länger zu halten, bis es sich schließlich so anfühlte, als könnte ich nicht mehr wegsehen. Es wurde zu einer Art Spiel, bei dem wir herausfinden wollten, wie weit wir uns ohne zu blinzeln voneinander entfernen und uns mit unseren Blicken aneinander festhalten konnten. Als würden wir von einem Seil zusammengebunden, das erst lockergelassen wurde, nur um uns dann wieder zusammenzuziehen, bis wir uns erneut berührten, schwer atmend und lachend.

»Wir sind ein Formationsflug«, sagte er, als ich auf ihn zu stolperte und er mit den Händen meine Schultern berührte, damit ich mich an ihm abstützen konnte. Die flüchtige Berührung seiner Hände lenkte mich so sehr ab, dass ich ihn bitten musste, es noch mal zu sagen.

»Ein Formationsflug«, wiederholte er.

»Was ist das?«

»Was ein Schwarm Stare macht. Jeden Winter ist der Himmel voller Stare, die in den erstaunlichsten Mustern fliegen. Das ist, als würden sie in Wellen dahingleiten und irgendeine Art von abstrakter, schwarzer Animation erschaffen, die sich immer verändert, wie Öl auf Wasser. Manchmal sehen diese gewaltigen Formen aus wie ein einziges, großes Wesen – oder wie ein riesiger Geist, der den ganzen Himmel ausfüllt.«

»Ist das wahr?«

»Ja. Im Winter wirst du es selbst sehen. Den Formationsflug der Stare.«

»Den Formationsflug der Stare«, wiederholte ich, weil mir der Klang der Worte gefiel, ich aber wusste, dass ich im Winter nicht mehr hier sein würde, um zu sehen, wie ein Formationsflug wirklich aussah.

»Und wir sind ein Formationsflug aus Jungen.«

Quer durch die Stadt weiteten Angelo und ich uns aus und zogen uns wieder zusammen, ein Formationsflug zweier Wesen, der sich wandelte und die Form veränderte, sich aber immer vollständig und lebendig anfühlte, egal wie groß oder klein der Abstand zwischen uns war. Er schien jeden Zentimeter der Stadt zu kennen. Einmal, als wir eine lange, krumme, von Läden gesäumte Straße entlangliefen, blieb er stehen und besah sich eines der Schaufenster. Der Name des Ladens war in geschwungenen, goldenen Lettern auf das Glas gemalt.

Sein Profil war gestochen scharf und seine Lippen leicht geöffnet. Er atmete hörbar. Ich stellte mich neben ihn, um zu sehen, was er sich da anschaute. In dem Laden konnte ich ein Sammelsurium aus Silberbechern, Marmorstatuen, auf dem Kopf stehenden Möbeln und stapelweise Perserteppiche sehen. Es sah aus, als ob die ganze Straße den Inhalt all ihrer Häuser in diesen einen Raum geschüttet hätte.

»Interessant, oder?«, sagte Angelo.

Ich nahm an, er würde über die Antiquitäten sprechen, und nickte. »Ja, die sind alle ziemlich ...«

»Nicht die Sachen in dem Laden.« Er wandte mir das Gesicht zu. »*Wir*.«

»*Wir*?«, fragte ich, als ob ich nicht wüsste, was das Wort bedeutete.

»Du von einem anderen Planeten und ich aus einer anderen Zeit. Ist doch interessant, dass wir uns getroffen haben, oder?«

»Oh ... ja.«

»Erzählst du mir eines Tages mal von deinem Planeten? Darüber wüsste ich gern mehr.«

»Wirklich?«

»Wirklich«, sagte er und aus irgendeinem Grund glaubte ich ihm, obwohl ich keine einzige Wahrheit über ihn kannte – nicht einmal seinen Namen. Wer auch immer er war, ich war absolut begeistert davon, dass er mehr über mich wissen wollte, und da fing ich an, zu überlegen, wie ich ihm den einsamen Planeten beschreiben würde, auf dem ich mein ganzes Leben lang gelebt hatte.

Wir kamen zu einem Markt auf einem großen, offenen Platz, auf dem Angelo gefrorene Stückchen Wassermelone und eine Tüte Kirschen kaufte. Dann setzten wir uns auf den Sockel einer großen Statue eines Mannes in langem Umhang, die in der Mitte des Platzes stand. Angelo erzählte mir, dass der Mann aus Metall, der über uns auftrug, einst auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden war, weil er die Wahrheit über die Welt gesagt hatte. Ich richtete den Blick nach oben, nahm eine Kirsche und biss aus Versehen auf den Kern.

»Vorsicht«, sagte Angelo. »So habe ich mir das Stückchen von meinem Zahn abgebrochen.«

»Die Wassermelone ist sicherer«, sagte ich und wir legten unsere Finger um zwei rote Würfel. Das Obst war erschreckend kalt in meinem Mund und eine Zeit lang versuchten wir, die Kerne in einen Pappbecher zu spucken, den jemand auf einem Haufen Blätter und Zweige in der Nähe eines Gullys entsorgt hatte.

Irgendwann fingen die Obsthändler an, ihre unverkauften Kisten zusammenzupacken und die Stoffbahnen ihrer großen Sonnenschirme zu schließen. Ich schaute nach oben und sah, dass die Farbe des Himmels intensiver geworden war, mit viel blau und orange und pink. Die Schatten waren immer länger geworden und eine Armee von Besen und umgestülpten Wassereimern nahm jetzt den Marktplatz um uns herum ein.

»Meine Mutter wartet auf mich«, sagte Angelo, als eine Biene zwischen uns hindurchsummte. Es war das erste Mal, dass er seine Familie erwähnte, und das überraschte mich. »Ich gehe noch mit dir über den Fluss«, sagte er, »und den Hügel hinauf zum Monda-Museum.«

Ein heißer Schauer lief mir den Rücken hinunter und für einen Moment hatte ich das Gefühl, dass die sich drehende Erde stehengeblieben war. Ich hatte das Monda-Museum ihm gegenüber nie erwähnt, da war ich mir sicher. »Woher weißt du, wo ich wohne?«

Angelo hörte kurz auf zu atmen, als wäre er bei etwas Verbotenem ertappt worden, aber er fasste sich schnell wieder und zuckte nur mit den Schultern. »Hab ich dir doch schon gesagt. Ich weiß vieles.«

Ich versuchte seinen Blick zu deuten. Etwas Verletzliches war darin aufgetaucht und seine durchscheinenden, rosa-farbenen Augenlider zuckten einmal ganz leicht, wie die Flügel eines Insekts, das sich einer unmittelbaren Gefahr bewusst wird. Bis jetzt war er der Anführer gewesen und ich war ihm gefolgt, doch jetzt fühlte es sich so an, als wäre ich der Verantwortliche, derjenige, der das, was wir an diesem Tag aufgebaut hatten, retten oder zerstören konnte. Eine falsche Bewegung würde die gesamte Stadt erschüttern

und sie um uns herum zum Einsturz bringen. Also sagte ich nichts. Wir überquerten in bedachtem Schweigen die Ponte Sisto und gingen durch die geschäftigen Straßen von Trastevere. Wir schleppten uns die lange, seitlich in den Hügel gebaute Treppe hinauf und blieben kurz bei dem Becken unter einem antiken Wasserrohr an einer Straßenseite stehen, um daraus zu trinken. Dann nahmen wir den steilen Anstieg wieder auf, bis wir zu einem weitläufigen Aussichtspunkt am Rande eines weiteren, riesigen Brunnens kamen. Wir beobachteten, wie sich der Sonnenuntergang über Rom ausbreitete und es sah aus, als hätte der König Midas die Welt mit einer einzigen Berührung in Gold verwandelt. Weiter gingen wir bergauf, bis wir vor dem Tor zum Monda-Museum ankamen. Ich wusste nicht, was als Nächstes passieren würde. Ich hatte immer noch Angst, zu sprechen, doch dann berührte Angelo in der lilafarbenen Abenddämmerung mit der Zunge den Zacken an seinem Vorderzahn und sagte: »Treffen wir uns morgen bei unserem Elefanten.«

So hatte er es gesagt: *unserem Elefanten*. Das gefiel mir und irgendwie fühlte ich, dass das Gleichgewicht zwischen uns wiederhergestellt war. Erleichterung überkam mich, da ich jetzt wusste, dass wir uns wiedersehen würden.

»Es gibt da eine Geschichte, die ich dir erzählen muss«, fügte er hinzu.

»Wo wohnst *du*, Angelo?«, wagte ich es zu fragen.

»Nirgendwo. Überall.«

»Aber ... du meinstest doch, deine Mutter wartet auf dich.«

»Ach ja?«

»Ja.«

»Die Stare sind meine Mutter. Die Stare und die Sterne.«

Er lächelte ein mysteriöses Lächeln und lief die Straße hinunter. Unter der alten Laterne drehte er sich noch mal um und winkte. Dann verschwand er hinter einer Ecke und unser Formationsflug ging über in die lange, tiefe Stille der Nacht.

»Wie war dein Tag?«, fragte meine Mutter.

»Gut.«

Mit meinem Kissen und meiner Decke hatte ich mir das Sofa zu einem Bett gemacht und legte mich jetzt mit meinen Kopfhörern hinein. Ich hörte The Smiths. Sie war erst spät aus ihrem Büro hochgekommen und klapperte jetzt in der Küche, die nur durch einen niedrigen Tresen vom Wohnzimmer – und meinem Schlafplatz – getrennt war. Sie wollte, dass ich mich mit ihr unterhielt, aber ich wollte das Zimmer nur für mich allein haben. Mein ganzer Körper pulsierte vor Gedanken an Angelo.

»Was hast du gemacht?«, fragte sie, während sie leise nach etwas zu essen stöberte. »Bist du in den Regen geraten?«

Ich fürchtete, dass meine Mutter alles über Angelo erraten würde, wenn ich auch nur ein Wort mehr sagte, also erwiderte ich bloß: »Nein. Nicht wirklich.« Ich meine, was hätte ich sonst sagen sollen? Ich drehte mich herum und lag jetzt mit dem Gesicht zur Rückseite des Sofas, obwohl meine Mutter finden würde, dass ich mich damit unhöflich verhielt. Der kratzige Stoff roch nach Staub, einem Hauch Feuchtigkeit und Stroh.

»Es hat ziemlich geschüttet«, fügte sie hinzu, als redete sie mit sich selbst, und ich hörte, wie sie sich etwas ein-

schenkte, und dann, wie sie herüberkam und die enormen Fensterläden auf beiden Seiten der Balkontür schloss.

»Lass sie offen«, sagte ich. »Ich mag das Licht am Morgen.«

Ich hörte die Fensterläden wieder aufschwingen.

Ich schaute hoch an die unebene Wand mir gegenüber. Der Raum war jetzt in tiefblaue Schatten getaucht, doch tagsüber sah er aus, als hätte jemand hier drinnen zweihundert Jahre lang geraucht und alles mit dunkelgelben Flecken versehen. Ich konnte die Konturen von ein paar gerahmten Touristenpostern und Reisefotografien erkennen, die willkürlich an der Wand hingen, als ob man sie an Nägeln platziert hätte, die vor langer Zeit für andere Kunst, andere Besucher in die Wand gehämmert worden waren.

Mein Sofa hing in der Mitte durch, also versuchte ich, eine gute Position zu finden, damit mir der Rücken am Morgen nicht wehtun würde. Mir gefiel keines der Möbelstücke in der Wohnung. Sie waren alle dunkel und schwer und komplett zusammengewürfelt, meine Mom und ich hatten bei unserer Ankunft aber alles umgestellt, damit sich die Wohnung wenigstens ein bisschen gemütlicher anfühlte. Das war jedes Mal so etwas wie ein Ritual, wenn wir in eine unserer temporären Wohnungen einzogen.

Als ich nach meinem Tag mit Angelo zurückgekommen war, hatte mich ein Geruch aus altem Holz, frischen Blumen (die meine Mutter jede Woche kaufte) und sich zersetzenden Büchern begrüßt. Ich war benebelt, nahm kaum wahr, wie ich den Rest Suppe aus dem Kühlschrank aufwärmte und die letzten paar Scheiben unseres Brots toastete. Irgendwann, als ich dann allein aß, musste ich meine Kopfhörer aufgesetzt haben, denn Angelos schwarzes Haar und seine

nasse Kleidung forderten meine gesamte Aufmerksamkeit ein. Und dann musste ich aufgeräumt, mein Kopfkissen, meinen Bettbezug und meine Decke aus der wuchtigen Kommode geholt und sie auf dem Sofa ausgebreitet haben.

Jetzt, als ich den Geräuschen meiner Mutter lauschte, wie sie Essen aus dem Kühlschrank holte, hörte ich sie sagen: »Sonst gibt es nichts zu erzählen?«

»Nein, nicht wirklich«, sagte ich von der anderen Seite des Universums. »Tut mir leid. Ich bin nur müde.«

Ich wartete, wohl wissend, dass sie mich ansah, obwohl ich ihr den Rücken zugewandt hatte. *Bitte, geh einfach*, dachte ich mitten in meinen Erinnerungen an eiskalte Stückchen Wassermelone und Angelos glänzenden, angeschlagenen Zahn.

»Tut mir leid, dass ich heute Abend so lange arbeiten musste«, hörte ich meine Mom sagen. »Morgen essen wir zusammen zu Abend.«

»Schon in Ordnung«, sagte ich zur Rückenlehne des Sofas.

»Also dann«, kam es zurück. »Gute Nacht.«

»Nacht.« Ich war mir nicht sicher, ob ich es laut sagte oder nur dachte.

Ich hörte, wie sie das Licht ausmachte und mit ihrem Abendessen in ihr Zimmer ging, ihre Absätze klackerten auf dem Marmorboden. Sie schloss die Tür, schaltete ihr Radio an und endlich war ich allein.

Auf meinem Sofa unter dem Fenster in unserer Wohnung in der obersten Etage des Monda-Museums überlegte ich einen Moment, ob ich mir das ganze Abenteuer nur eingebildet hatte. Aber Angelo musste echt sein. Seine Haut hatte sich heiß angefühlt. Tatsächlich, wie ich hier allein so

dalag, konnte ich ihn *immer noch* spüren, ihn riechen, ganz Schweiß und Kirschen und Regen.

Mein Herz hämmerte, als wäre ich mitten in einem Marathon. Ich wollte nichts sehnlicher, als ihn wiederzusehen, und ich wünschte, ich müsste nicht warten.

Ich wählte den Song »Stretch Out and Wait« und drückte auf Play. Es ist erschreckend, wenn sich Lieder, die man schon eine Million Mal gehört hat, auf einmal anfühlen, als wären sie nur für einen selbst geschrieben worden, nur für diesen Moment – und genau das passierte mir gerade. Ich spürte Tränen auf meinen Wangen und schmeckte Salz auf den Lippen, während ich das Lied anhörte, mich streckte und wartete. Ich starrte nach draußen, auf die Umrisse des Pinienbaums auf der anderen Straßenseite. Durch meinen Tränenschleier und ohne meine Brille schwebte er da wie eine karge Insel, ein schwarzer Fels mitten in der Luft. Bäume sahen vielleicht so aus, als stünden sie immer still da, aber irgendwo hatte ich einmal gelesen, dass sie einfach nur in einer anderen Art von Zeit leben als wir. Wenn man einen Baum über mehrere Hundert Jahre lang filmte und den Film dann schnell abspielte, würde man ihn nicht nur wachsen sehen, sondern auch, wie die Rinde rasend um den Stamm rotierte und ihn umfloss wie Wasser. Bäume bewegen sich ununterbrochen – auch, wenn man es nicht sehen kann. Das bin *ich*, dachte ich. Von außen betrachtet sah es vielleicht so aus, als würde ich komplett regungslos auf dem Sofa liegen, doch innerlich wand ich mich.

Die Kassette war zu Ende und ich wischte mir über die Augen. Ich ließ den Rekorder wieder unter das Sofa gleiten, während ohne Unterlass Mücken um mich herum-

schwirrten und mich trotz des nach Orange riechenden Sprays, mit dem ich mich ständig einsprühte, stachen. Die wilden Papageien waren nachts ruhig, aber irgendwo hörte ich eine Katze schreien, und schließlich, irgendwie, schlief ich ein.



